

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch Oktober bis Dezember 2014 [*Andrea Herrmann*]
- S.7 Lesung von Ursula B. Kannegießer aus ihrem Buch „Ami, Kaugummi!: Die Geschichte einer Nachkriegskindheit“ am Donnerstag den 04.12.2014 in Ludwigsburg [*AH*]
- S.8 Drei Bilder des Mars [*Jonis Hartmann*]
- S.12 Wie ein Weihnachtsbaum gekullert kam [*Holger Hartenstein*]
- S.13 Totensonntag [*Karl Farr*]
- S.14 Das Buch [*Rainer Fischer*]
- S.17 Erblühen [*Swen Neumann*]
- S.19 Eine Flaschenpost verschickt [*Angelika Schranz*]
- S.20 Erinnerungen [*Laura Baltz*]
- S.21 8 Nonseme [*Daniel Ableev*]
- S.22 'WANDELBAR' [*Arno Peters*]
- S.23 Am Liepnitzsee [*Edda Gutsche*]
- S.24 Ergebnisse des Selbsttest: Wird Dein Roman ein Bestseller? [*Andrea Herrmann*]
- S.25 Rezension „Ragnarök“ von Marita Sydow Hamann [*Andrea Herrmann*]
- S.26 Rezension: „Wenn alle Sängerknaben der Welt das hohe C singen, muss ich mir in den Kopf schießen“ von Johannes Witek [*Andrea Herrmann*]
- S.27 Rezension „Sonnenwend“ von Norbert Sternmut [*Andrea Herrmann*]
- S.28 Rezension: „Erste Erfahrungen“ von Gerd Egelhof [*Andrea Herrmann*]
- S.29 Rezension „Rabenflüstern“ von Philipp Schmidt [*Andrea Herrmann*]
- S.30 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

in dieser Ausgabe finden Sie nun die Ergebnisse der Veilchen-Umfrage: „Wird Dein Roman ein Bestseller?“

Ich wünsche Ihnen schöne Feiertage und alles Gute für 2015!

Viel Freude beim Lesen und Schreiben!

Andrea Herrmann

Titelbild: „Luna“ aus dem Lapidarium in Stuttgart, fotografiert von Andrea Herrmann

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 3,50€ in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag) oder heruntergeladen bei www.lulu.com.

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart oder per E-Mail: veilchen@geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch kostenlos auf der Webseite:

www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Die Nutzung eines Textes bedarf einer ausdrücklichen Genehmigung des Autors, die vorab erfolgen muss. Die Herausgeberin der Zeitschrift unterstützt gerne bei der Kontaktaufnahme zu den Autor/innen.

Lesetagebuch Oktober bis Dezember 2014

Mein letztes Lesequartal wurde offensichtlich durch Drachen dominiert.

„*Eona – Drachentochter*“ von Alison Goodman ist der erste Band einer Serie. Eona, das Mädchen, das als Sklavin in den Salzminen aufwuchs, wird von einem Magier in die Lehre genommen. Jahrelang erlernt sie trotz ihrer Behinderung den Schwertkampf und die Magie. Sie soll sich einem Auswahlprozess stellen, in dem die magischen Drachen ihr „Drachenauge“ wählen, also einen Menschen, der mit ihnen kommunizieren kann, und zusammen mit dem Kaiser über das Reich herrscht. Während der Zeremonie kommt es zu einem Zwischenfall. Der lange verschollene Spiegeldrache, der oberste der Zwölf, erscheint seit Jahrhunderten wieder und erwählt Eona. Eona. Das Problem besteht nur darin, dass in dieser Welt Frauen keine Magie ausüben dürfen und darum Eona seit Jahren als Eon gilt. Da sie aufgrund eines Unfalls eine verletzte Hüfte hat und Invaliden in diesem Reich tabu sind, hat dies bisher jedoch keiner bemerkt. Nur der Drache erkennt sie als Eona. Sie wagt nicht, während der Zeremonie ihren wahren Namen zu nennen und nennt sich darum Eon. Dies zerbricht die Verbindung zum Drachen abrupt, er zieht sich von ihr zurück. Eona gerät nun in die Macht-kämpfe am Kaiserhof, und ihre magischen Kräfte werden auf die Probe gestellt. Ohne die Unterstützung des Spiegeldrachsens kann sie die Aufgabe nicht lösen.

Obwohl ich das Emanzipationsthema wichtig finde, und hier das Geschlechterverhältnis differenziert diskutiert wird, geriet der Roman doch auch ein wenig klischeehaft.

Begeistert dagegen hat mich meine Neuentdeckung: Das Leben ist hart in der Regenwildnis von Robin Hobb („*Drachenhüter*“ und „*Drachenkämpfer*“):

Das Land ist überflutet, die Menschen leben auf Bäumen, aller Transport und Verkehr findet über Schiffe statt, kommuniziert wird zwischen den Städten durch Brieftauben. Und dazu kommt noch ein Krieg gegen Caled. Zum Glück für die Städte der Regenwildnis finden sie in der Drachin Tintaglia eine starke Verbündete, die den Krieg beenden hilft. Als Gegenleistung unterstützen die Menschen über hundert Seeschlangen, die sich über den Winter verpuppen, um im Frühjahr als Drachen aus ihren Kokons zu schlüpfen. Aber vieles geht schief. Die Seeschlangen sind schon zu alt, das Jahr zu weit fortgeschritten, der Winter ungünstig. Als im Frühjahr die Drachen schlüpfen, sind die meisten von ihnen verkrüppelt und schwach. Zunächst fressen sie sich gegenseitig auf, danach sind sie auf die Fütterung durch die Menschen angewiesen, um zu überleben. Sie vegetieren im Uferschlamm des Flusses vor sich hin und leben von dem Aas, das die Menschen ihnen herbei schaffen. Das geht mehrere Jahre so, und als die Drachen beginnen, von einer Sagenstadt namens Kelsingra zu träumen, schickt man sie mit einer Gruppe Drachenhütern und Jägern flussaufwärts, um Kelsingra zu suchen. Auf diese Weise werden die Menschen Trehaugs viele Probleme gleichzeitig los: Sie brauchen die Drachen nicht mehr zu versorgen, sie schicken ihre entbehrlichsten Menschen als Hüter mit und können gleichzeitig hoffen, dass das Begleitschiff reiche Schätze aus Kelsingra zurück bringt. Die gemeinsame Reise von Drachen und Menschen verändert sie alle: Die Drachen werden größer, stärker, selbstbewusster, aber auch menschlicher. Die Menschen wachsen mit ihrer Aufgabe und verändern sich durch den Kontakt mit den Drachen immer mehr zu Elderlingen, den schuppenbesetzten, großwüchsigen und langlebigen Echsenwesen der Sagen.

Der Anfang von „*Drachenhüter*“ fließt zäh dahin, weil unzusammenhängend die Lebensgeschichten unterschiedlicher Personen dargestellt werden, und alle Menschen und Drachen in schwierigen Umständen gefangen sind. Sie leben nach harten Gesetzen, die sie nicht gemacht haben, die sie aber doch binden. Erst gegen Ende des Bandes nimmt die Handlung an Fahrt auf, wenn fast alle Handlungsfäden und Schicksale am Strand von Trehaug zusammen laufen und wenn die Drachen sich in die Fluten stürzen, um nach Kelsingra zu eilen. Alise, die unglückliche Gattin eines reichen, rücksichtslosen und schwulen Gatten, die ihre wissenschaftlichen Ambitionen in die Wildnis führte, begleitet von ihrem Kindheitsfreund Sedic, der pikanterweise der Geliebte ihres Ehemannes ist, was sie jedoch nicht weiß. Leftrin, der Kapitän eines Lebensschiffes und dessen Mannschaft. Die drei Jäger, von denen einer ein gefährlicher Spion ist. Thymara, das schuppige Regenwildnismädchen, ihr tätowierter Freund Tats, die anderen Hüter. Und die bunte Drachenschar, wobei jeder seinen eigenen Charakter hat. Thymara kümmert sich um die stolze Sintara, der es völlig an Mitgefühl fehlt, während andere Drachen fürsorglich handeln oder aber auch dumm und hilflos einher tapsen.

In „*Drachenkämpfer*“ geht die Reise weiter. Es ist eine Expedition durch die erbarmungslose Wildnis mit säurehaltigem Wasser weit und breit, so dass die Drachen oft im Wasser stehend schlafen müssen. Als dann auch noch eine mächtige Flutwelle die Gruppe auseinander reißt und einen Großteil ihrer Ausrüstung zerstört, sind alle gemeinsam der Natur noch mehr ausgeliefert. Menschen und Drachen können nicht so eng und voneinander abhängig zusammen leben, ohne dass sie sich verändern – beide. Nicht nur die Menschen, die dem Drachenzauber unterliegen, sondern auch ihre Meister. Sie wachsen geistig und körperlich, und werden einander immer ähnlicher. Als sie endlich

Kelsingra finden, ist keiner mehr derjenige, als der er aufbrach. Die Andeutung Kapitän Leftrins, dass man vor dem Wintereinbruch nach Trehaug zurück fahren müsse, um die Vorräte aufzufrischen, Baumsetzlinge und Schafe bestellen müsse, deutet an, dass im nächsten Band neue Abenteuer auf uns warten. Was wird passieren, wenn die Außenwelt von Kelsingra erfährt? Und ganz sicher wird beim Kontakt mit der Zivilisation deutlich werden, wie sehr sich unsere Helden verändert haben!

Diese Bücher fesseln nicht nur durch die detailliert ausgearbeitete, exotische Welt mit ihren tödlichen Gefahren, sondern auch durch ihre liebenswerten Personen und die häufigen Perspektivenwechsel. Keiner der Menschen oder Drachen ist wirklich böse, sondern durch die lange Vorgeschichte kennen wir sie und wissen, warum sie das tun, was sie tun. Sie alle sind eher Getriebene als Treibende. Trotzdem tun sie Schlechtes, bringen einander in Gefahr, bedrohen einander, und müssen einander weh tun bis zum Mord. Wir sehen dieselbe Reise und oft sogar dieselbe Szene mit den Augen verschiedener Personen und wundern uns, wenn der eine Mensch mal stark und mal schwach erscheint, mal schön und mal hässlich. Trotz seines epischen Umfangs ist jeder Roman durchkomponiert und jede Andeutung erhält später ihre Bedeutung. Dies ist eine Autorin, deren Zeilen man sich anvertrauen darf. Es gibt noch zwei weitere Bände dieser Serie, die noch nicht ins Deutsche übersetzt sind, sowie umfangreiche Vorgängerserien. Diese Autorin werde ich weiter verfolgen!!

Ehrlich gesagt habe ich den Glücksdrachen Fuchur aus der „*Unendlichen Geschichte*“ von Michael Ende damals als Kind nach dem Ansehen des Films für einen fliegenden Hund gehalten. Wegen seiner fröhlichen, servilen Art und dem flauschigen Pelz. Ähäm. Damals war ich noch jung! Nun habe ich das Buch also erneut gelesen. Dieser Roman leidet unter denselben Schwächen wie „*Der Herr der Ringe*“ plus noch ganz eigenen. Der Anfang

der Handlung kurvt ziellos durch die Lande. Es tanzt, flattert und hastet ein Reigen exotischer Figuren an uns vorbei, die später nie wieder auftauchen. Kaum hat man die rasende Rennschnecke lieb gewonnen, schon ist sie wieder weg. Erst nachdem man das erste Drittel überstanden hat und die erste Heldentat vollbracht ist, die Geschichte also eigentlich schon wieder zu Ende sein könnte, beginnt die Handlung, Richtung und Logik anzunehmen und sich auf ein Ziel hin zu bewegen. Trotz aller Schlenker und Irrungen des Helden. Was mich aber anfangs sehr verärgerte war die Rahmenhandlung. Die Fantasy wird uns dargestellt als Mittel der Realitätsflucht für Looser, die vor ihren Klassenkameraden auf den Dachboden der Schule flüchten, für dicke Sitzenbleiber. Dann wird noch behauptet, andere Bücher würden dauernd von ihren Lesern etwas fordern, aber die Unendliche Geschichte, die mache einfach nur Spaß. Tatsächlich fordert sie aber auf diese Weise auch etwas von uns, denn wir sollen schon glauben, dass sie Spaß macht, bevor wir sie überhaupt gelesen haben. Diese plumpe Manipulation des Lesers ist für ein Kinderbuch eventuell in Ordnung, aber da bin ich mir nicht sicher. Das Seltsame ist aber, dass das Buch später überhaupt keinen Spaß bereitet. Es ist schrecklich schmerzhaft. Bastian, der Held dieser Geschichte, missbraucht seine Macht in Phantasien dazu, seine egoistischen Wünsche erfüllen zu lassen und verliert so allmählich immer mehr sich selbst und seine Freunde. Vieles wird unwiederbringlich vernichtet, alles verschuldet durch Bastian. Den flackernden Feuerschein des brennenden Elfenbeinturms werde ich wohl nie vergessen! Also, eine weitere Bearbeitungsrunde hätte der Roman noch vertragen können, aber nehmen wir ihn einfach als das, was er ist: ein literarischer Meilenstein der Jugendliteratur von 1979. Seitdem sind die Qualitätsansprüche an Fantasy-Romane eindeutig gestiegen.

Von Andrea Schachts „*Jägermond*“-Reihe habe ich bisher die ersten beiden Bände gelesen: Band 1 „Im Reich der Katzenkönigin“ und Band 2 „Im Auftrag der Katzenkönigin“. Andrea Schacht hat sich mit Trefélin eine recht komplexe Welt ausgedacht, die sich als Parallelwelt nur an wenigen Stellen mit unserer überschneidet. Die Übergänge sind in Vollmondnächten offen, und zu diesen Zeiten wird unsere Welt besucht von Katzen, die Erfahrungen und Einkäufe machen sollen, aber auch von bösen Gestalten. In diesen Romanen wird eine Mischung aus altägyptischer und schamanischer Mythologie lebendig in Form von zumeist liebenswerten Katzenpersönlichkeiten und Menschen. Gemeinsam kämpfen sie mit vollem Einsatz gegen eine Bedrohung, die sie selbst nicht ganz begreifen. Spielen die Katzengöttinnen mit Mensch und Tier einfach nur aus Langeweile ein sinnloses Spiel oder steckt mehr dahinter? Tatsache ist, dass es wenig Schonung gibt. Unsere jugendlichen Helden erleiden schwere körperliche und seelische Verletzungen, und es gibt sogar Tote.

Diese Stärken dieses Romans sind es jedoch, die auch an den Nerven des zart besaiteten Lesers zerren. Es wird keinen Moment langweilig. Selbst dann wenn sich die Helden wohligh in der Sonne räkeln, wissen wir als Leser, dass sich gleichzeitig andernorts neues Unheil zusammen braut. Die differenzierten Beziehungen zwischen den Figuren (Mensch und Tier – aber der Unterschied ist unwesentlich) machen die Geschichte komplex und manchmal weiß man nicht, woran man ist. Die Sicht der Figuren auf jeweils die anderen reift mit der Zeit. Vorurteile lösen sich auf. Das Team wächst zusammen. Es macht Freude, diese komplexe Welt immer näher kennen zu lernen, verlangt aber auch einiges an Gedächtnisleistung und Konzentration, und manches Detail erscheint zunächst unnötig.

„*Die Klatschmohnfrau*“ von Noelle Châtelet begegnet der Frau im blauen Kleid. Langsam schreitet Marte in Blau die Pariser

Avenue hinab, immer einen Fuß vor den anderen, ein wenig ungleichmäßig wegen ihrer schmerzenden Hüfte. Es ist nur einer ihrer Fußwege in dem gleichmäßigen Alltag als Witwe, der immer auf den Sonntag zustrebt, wenn Töchter und Enkelkinder zu Besuch kommen. Dazwischen kehrt sie im „Trois Canons“ ein. Und dort sitzt auch immer der Mann mit den tausend Halstüchern. Verschieden farbige Tücher verbergen den faltigen Hals des alternden Künstlers Félix. Und dann... begegnet sie der Klatschmohnfrau. Auch diese ist nicht mehr jung, strahlt jedoch jugendlich und fröhlich, über das Alter erhaben. Und sie trägt dieses Mohnrot, das Martes farbloser Ehemann Edmont ihr von Anfang an verbot. Seltsam, diese Bluse besitzt sie noch! Ab sofort trägt sie wieder Farben und wagt die Liebe zu Félix, den sie bald auch ihrer Familie vorstellt. Ganz sacht gleiten die beiden alten Menschen in eine zarte, genussvolle Liebe mit Opern, Malerei, Schlemmerei und gegenseitiger Unterstützung. Und Marte beginnt plötzlich zu leben. Sie wusste kaum noch, wie es sich anfühlt, hungrig zu sein.

Wer „Die Dame in Blau“ derselben Autorin kennt, weiß, dass die Frau im blauen Kleid in denselben Monaten eine Wandlung in die umgekehrte Richtung durchläuft, sich vom Jugendwahn verabschiedet, ihr Leben entschleunigt, sich auf das Alter und den Tod einstellt. Während Marte die Farben wieder aus dem Schrank holt, mottet die andere das Rot ein und vertauscht es gegen ein kühles Blau.

„Stadt der Diebe“ von David Benioff ist ein Roadmovie durch den Krieg. Leningrad 1942, die Stadt ist von den Deutschen belagert. Die Menschen hungern. Doch als die Tochter eines Generals heiratet, soll sie ein rauschendes Fest bekommen, mit allem Luxus, insbesondere einer Hochzeitstorte. Dazu fehlen jedoch noch zwölf Eier. So werden kurzerhand der Plünderer Lew und der Deserteur Kolja zu einem Team gemacht, das diese Dutzend Eier auftreiben soll. Gelingt es ihnen, werden sie begnadigt, ansonsten für ihre Vergehen erschossen. Eine gefährliche Suche beginnt, denn es herrscht schon lange Hunger, fast alle Hühner sind gegessen. Die beiden verschiedenen jungen Männer lernen einander in diesen Tagen sehr gut kennen. Kolja ist gebildet, selbstbewusst, liebt die Literatur und die Frauen, ist aber auch ein erfahrener Soldat, der niemals den Mut verliert. Lew dagegen ist eher klein, schwächlich, ängstlich und unbedarft. Mit ihnen begibt sich der Leser auf eine Reise durch die belagerte Stadt, über den Schwarzmarkt, begegnet Kannibalen, Zwangsprostitution, Partisanen und schließlich deutschen SS-Soldaten. Die ganze Grausamkeit des Krieges erleben wir beim Lesen anhand von Hunger und Erschöpfung, Angst und Gleichgültigkeit. Selten habe ich ein so eindrückliches Porträt des Krieges gelesen. Wie die Geschichte ausgeht, verrate ich nicht. Nur so viel: Das Leben ist nicht gerecht im Krieg.

Andrea Herrmann

Lesung von Ursula B. Kannegießer aus ihrem Buch „Ami, Kaugummi!: Die Geschichte einer Nachkriegskindheit“ am Donnerstag den 04.12.2014 in Ludwigsburg

Die Generation derer, die nach dem Krieg während der Besatzungszeit geboren wurden, können heute, im reifen Alter, ihre Kindheit erst richtig verstehen und aufarbeiten. Und Licht in einige dunkle Themen deutscher Geschichte bringen. Was geschah mit den Kindern, die unehelich als Töchter und Söhne von Besatzungssoldaten geboren wurden? Nicht alle wurden durch eine Heirat legitimiert und konnten in die USA gehen, um mit ihrem Vater zu leben. Ursula Kannegießer erzählt in ihren Jugenderinnerungen nicht nur ihr eigenes Schicksal als uneheliche Amerikaner-tochter, sondern auch das anderer aus ihrer Generation, beispielsweise der dunkelhäutigen Anita. Wenig bekannt ist, wie die Mütter solcher Kinder damals unter Druck gesetzt wurden, ihr Kind zur Adoption frei zu geben. Viele von ihnen, besonders die dunkelhäutigen, wurden in Waisenhäuser in den USA verschifft. Auch nach dem Krieg existierte noch die Idee der Rassenschande. „Amiliebchen“ war eine der harmloseren Bezeichnungen für die Mütter solcher Kinder. Vermutlich ist dies das einzige Buch, das dieses verdrängte Kapitel deutscher Geschichte beleuchtet. Frau Kannegießer bekommt dafür positive Rückmeldung von Betroffenen und von deutschen Auswanderern aus den USA. Ursula Kannegießers Buch ist nicht nur traurig, sondern es erzählt auch vom misslungenen Krippenspiel und anderen ulkigen Begebenheiten. Somit ist das Buch

so wechselhaft und authentisch wie das Leben. Wortspiele und Ironie machen das Buch zu einem besonderen Lesegenuss.

Ursula Kannegießer, geboren in Heidelberg, aufgewachsen in Mosbach/Baden, lebt heute in München als Autorin und Schauspielerin.

Ursula B. Kannegießer: „Ami, Kaugummi!“, Die Geschichte einer Nachkriegskindheit
Taschenbuch, 526 Seiten, 14,50€
CreateSpace Independent Publishing Platform, 2014
ISBN-10: 1499317948
Taschenbuch, 100 Seiten, 8,50€
ISBN 978-3-943518-09-2

Die Veranstaltung „Sternmut-Literatur-Bunt“ findet jeden ersten Donnerstag des Monats statt, ab 19:30 Uhr im obersten Stockwerk der „Villa-Barock“, 71636 Ludwigsburg, Pflugfelder Straße 5. Der Eintritt ist frei. Informationen unter: www.sternmut.de

Drei Bilder des Mars

Sturmwolken.

Ein bisschen Gischt im Gesicht. Salziges Wasser, aus den Wogenkämmen herausgelöst. Ein Plastikboot stemmt sich gegen die aufgewühlten Elemente. Den Außenborder hält *Er* höchstpersönlich. Der Besitzer des Bootes sitzt zusammengekauert am Boden. Er hat Angst. Lieber mit seinem Boot untergehen, als an Land gesperrt sein und dabei zusehen. Er glaubt an Verbindungen. Verbindungen zwischen dem, was man anfasst, dem was man ist und was passieren würde, wenn man es im Stich ließe. Die Reiche kommen und vergehen, sagt er. Jetzt hat er Angst, aber er lässt nichts im Stich. Er hockt am Boden seines Bootes und sieht, wie sein Reich von einem Usurpator gesteuert wird. Der Himmel ist unfassbar dunkel auf der einen Seite. Die andere Seite Richtung Land noch immer strahlend hell. Ein coelisches Yin und Yang, das dennoch niemandem unter seinem Schirm ausgeglichene Ruhe verleiht. In eilig gebuddelten Löchern, zusammen mit dem Vieh und unnötigem Hausrat drücken sich Familien auf den Boden. Wellblechpaletten werden noch mit Steinen beschwert, bevor der Vater und die Brüder zu den Ihren hineinkriechen. Der Wind heult. Er greift in die Öffnungen, rüttelt und reißt, ist selber doch nur der Vorbote von etwas *Anderem*, das bald über diesen Teil der Erde hereinbrechen wird. Jedes Jahr ungefähr zweimal.

Das Plastikboot kommt nicht voran. Der hohe Wellengang wirft es zurück. Der Usurpator steuert, als wäre Sysyphos tatsächlich glücklich gewesen. Im Wellental ist es schwarz. Auf den Gipfeln perlt der Schaum und reflektiert winzige Lichtpunkte. Die graue Illumination ist zu beängstigend, um deprimierend zu sein. Der Usurpator hat zwischen seinen Knien einen spezialisiert anmutenden Rucksack. Er wird von einigen Gegenständen in seinem Inneren ausgebeult. Die Kleidung des

Usurpators besitzt einen nicht minderen Grad an Spezialisierung. Individuelle Cargo-Hosen, -Hemd und taschenreiche Weste, auf dem Kopf eine zur Stirn geschobene Fliegersonnenbrille, um den Hals baumelnd ein zauberhafter Belichtungsmesser. Für welches Licht?

Das hagere Gesicht dieses Gottes im Kampfanzug ist ruhig. Keine Miene, kein Blick, kein Ton auf den Lippen. Das Boot wird einfach nur gesteuert. Sein Besitzer kauert auf dem Boden. Er ist wie gelähmt. Er konsumiert den Lauf der Dinge um sich herum, ist ein Ding im Lauf der Dinge. Unteilbar, abgeschlossen, gleichgültig. Seine Angst ist ihm ein Umhang. Er wärmt wenigstens.

Dann Schüsse, Megaphonfragmente, mehrere Scheinwerferkegel durch die Szenerie huschend. Der Usurpator gebannt. Seine Augen zum Spalt verengt. Niemand zu sehen. Geschosse dringen in die See. Oben auf den Wellenkämmen ist das Feuer präziser. Die beiden Menschen im Boot hören die Projektile dicht an sich vorbeipfeifen. Dann wieder ein Wellental. Darin Stille. Das Megaphon verliert sich. Der Usurpator versucht, im Schatten der Wellen zu fahren. Parallel zu den Kämmen. Sein Gesicht ist regungslos, seine Bewegungen vollziehen sich mit Ökonomie. Wie der Eiskönig auf Schlittschuhen.

Aus heiterem Himmel wird der Besitzer getroffen. Überrascht zuckt er zusammen. Die Augen sind ungläubig aufgerissen, der Arm blutet. Er schüttelt den Kopf. Obwohl er sich kaum halten kann, nähert er sich dem Usurpator und hält ihm seinen Arm entgegen. Kann man dem Besitzer vorwerfen, sich am Boden des Bootes gehalten zu haben? In Deckung gewesen zu sein?

Der Usurpator zuckt die Schultern. Er hat eine noch originalverschweißte Mullbinde in seiner Weste. Er reicht sie dem Besitzer,

der sie ihm aus der Hand reißt. Er beißt vor Schmerz die Lippen zusammen, während er sich wieder auf den Boden hockt und sich ein Taschentuch auf die Wunde drückt. Es ist sofort durchtränkt. Die Mullbindenverpackung ist resistent gegen seine Öffnungsversuche. Der Usurpator schüttelt den Kopf. Seine Mundpartie öffnet sich und zeigt seine Zähne. Er lässt sich auf den Boden des Bootes fallen. Der Motor wird mit den Füßen eingeklemmt und jetzt im Liegen gesteuert. Der Besitzer hält ihm erneut seinen Arm entgegen. Er erträgt den Schmerz stillschweigend. Ein Druckverband wird angelegt. Lehrbuchmäßig. Danach Schulterklopfen. Der stachelige Ring aus Beschuss und Scheinwerfern scheint wenig später verschwunden. Stattdessen Katzen und Hunde vom Himmel. Der Usurpator wieder stehend am Heck. Ein Hauch von Normalität ist eingekehrt.

Zwischen den Wellen taucht der rostige Kahn auf. Wie eine langsam versinkende Insel wird er von den Wassermassen überspült. Zwei Ankerketten straffen und entspannen sich. Blitze erhellen für kurze Augenblicke die Ansammlung auf Deck. Menschliche Skelette reihen sich dicht an dicht bis an die äußersten möglichen Plätze. Sie stehen apathisch trotz des Unwetters, aber was hätten sie auch anderes tun können? Es ist kaum Platz auf dem Boot, um sich einmal um sich selbst zu drehen.

Der Usurpator drosselt den Motor und sucht in aller Ruhe seine Ausrüstung aus seinen vielen Taschen zusammen. Um sie aufzubauen und sensationelle Fotos zu machen, braucht er Minuten.

„Schildern Sie uns bitte Ihre Empfindungen vor Ort. Ich meine, als Sie die Menschen auf dem Schiff sahen.“

Es wird nicht sofort geantwortet. Die jenseitigen Augen sagen wesentlich mehr als jedes Wort aus dem dünnlippigen Mund. *Wissen um unbeschreibliches Grauen*, notiert sich der Protokollant. Wenn diese Lippen jetzt Laute wie „herzzerreißender Anblick“ oder „grauenvoller Zustand“ bilden würden, wäre die Situation nicht halb

so verstörend für die beiden jungen Interviewer. Eine Schulzeitung. Hohe Ideale.

„Keine Empfindung außer der Gedanke, dass das Licht schwierig zu nutzen sei.“

„Das ist alles? Und der Anblick?“

Schweigen. Langsames Augenaufschlagen, „Aber Sie hätten doch irgendwie eingreifen können! Hilfe aus der Luft hätten Sie ordern können! Die Koordinaten waren Ihnen bekannt! Mit Ihren Verbindungen! Das geht immer, wenn man will. Man kann doch nicht einfach zwei Päckchen Ritter Sport auf ein halbverhungertes Flüchtlings-schiff werfen!“

„Ich habe keine Ritter Sport geworfen.“

Er spricht ruhig. Jede Bewegung wirkt belastet. Dieser Mensch könnte lustige Clownerien vorführen, allein niemand käme auf den Gedanken zu lachen.

„Ist Perfektionismus Ihr eigentlicher Antrieb?“ will der zweite Interviewer wissen. Ein intelligent drein blickender Junge mit einer bewussten no-tag Kleidung. „Ja, das ist in Teilen korrekt. Dass man nicht nah genug dran war, wenn das Bild nichts wurde, hat etwas mit Mentalität zu tun. Man kann sich nicht vom Links oder Rechts abbringen lassen. Das sind Sirenengesänge, verstehen Sie? Odysseus hätte seinem Geschlecht den Untergang gebracht, wenn er sich nicht über die Gefahren des Links und Rechts im Klaren gewesen wäre.“

„Aber Sie! Sie sind nicht unsichtbar!“ Der no-tag Junge ist aufgebracht. „Sie sind ein Mensch. Und als Mensch ist es doch Ihre erste Pflicht zu helfen. Was hat der zu Tode Gefolterte davon, seinen verstümmelten Torso auf der Titelseite eines konsumentenorientierten Magazins zu finden? Das ist nicht die Art Hilfe, von der ich spreche. Wenn jemand Geld irgendwohin spendet, meine ich. Das ist ein Freikaufen. Hilfe bedeutet Helfen vor Ort. Sie sind vor Ort gewesen und haben nicht geholfen. Die Menschen auf dem Schiff sind verhungert, ehe alle möglichen Leute Ihre Bilder beim Frühstück in der Hand haben und ein kleiner Prozentsatz von denen womöglich dann zur Bank geht.“

Der interviewte Fotograf wendet sich ab und trinkt von einer Flasche stillen Wassers. Er schaut in die Ferne hinter den weißen Wänden des Zimmers. Er bietet den beiden echauffierten Jungen zu trinken an.

„Ich schätze Ihre Arbeit“, sagt er zu ihnen. „Es ist wichtig, dass jeder seine Mission findet.“

An der Wand des sauberen Raumes hängen Fotos. Das Abgebildete ist derart unfassbar, dass sich die beiden Jungen zusammeneinander nehmen müssen, um sich nicht zu übergeben. Nach einer Weile sagt einer von ihnen: „Warum machen Sie das eigentlich?“

Der Fotograf hatte diese Frage wahrscheinlich häufiger gehört, als er auf seinen Auslöser gedrückt hatte.

„Ich bin nur ich“, sagte er mit seinen jenseitigen Augen. „Meine Mission“, murmelt er hinterher.

„Wie können Sie noch weiterleben, nach dem, was Sie alles mit angesehen haben?“ will der erste Junge stirnrunzelnd wissen.

„Ich weiß es nicht.“

„Machen Sie... ich meine, befinden Sie sich in psychiatrischer Behandlung? Entschuldigen Sie diese Indiskretion.“

„Nein.“

Entweder geschah noch etwas oder das Interview würde bald beendet sein. *Ein langweiliger Mensch. Überraschenderweise. Irgendwie verzweifelt. Routiniert verzweifelt.* Notieren die Jungen.

„Nur noch eine Frage, bitte.“

„Bitte. Fragen Sie.“

„Würden Sie jemanden eigenhändig erschießen können?“

„Ja.“

„Wen?“

„Den Praktikanten, der Robert Capas Filme vom D-Day geschmolzen hat.“

Das zerklüftete Gebiss der Hochhäuser ragt mit seinen Löchern, Speiseresten und belegten Schmelzen aus der Landschaft heraus. Graue Himmel schütten ihre Schmutzwasserladungen auf die Fassaden. Ein roter Punkt hinter einer Gardine. Bewegungslos. Seine rote Farbe in verschiedenen Facetten pulsierend. Das ist

das Alphakind. Es beobachtet sich selbst und stellt fest, dass es mit sich zufrieden ist. Canonball schüttelt den Traum ab, reibt sich die Augen, Tageslicht fällt in den Raum. Hohe Decken, ein großes Metallbett. Romantischerweise liegt er nicht allein darin. Er betrachtet seinen Partner, der auf dem Bauch zwischen die weißen Decken gewickelt liegt. Perfekte Haut, wohltrainiert, volles Haar. Canonball, so genannt für drei seiner Vorlieben (die Musik von C. Adderley, die Marke seiner favorisierten Kamera und die Sujets seiner Fotos), sieht an sich selber herab. Ein Körper wie man sich Moby Dick vorstellen würde: Narben, Splitter, Harpunen, aufgerissen, zugenäht, kahle Stellen, polychrome Gliedmaßen... aus allen Teilen der Welt. Souvenirs großzügiger Schenker. Er befühlt die Gegend seines Herzens. Der eine Durchschuss einige wenige Zentimeter links vorbei. Das war ein wütender Bauer aus Farclandia gewesen. Ein Kollege hatte damals im richtigen Moment auf den Auslöser gedrückt. Er lächelt in sich hinein. Ein Polaroid. Es zeigte ihn, wie er nach hinten geschleudert wurde, die Kamera noch vors Gesicht gedrückt, ein Blutwölkchen an seinem Rücken. Noch vor der Not-OP verlangte er, dass ihm das Polaroid gezeigt wurde. Er lächelte damals sein Abbild an. Etwas schmerzereffüllter als jetzt.

In dem spärlich möblierten Zimmer hängt ein kleines Portrait Robert Capas an der Wand. Canonball nimmt sich einen Schluck stilles Wasser. Mit der anderen Hand streichelt er Ross, seinen Lebensgefährten. Ross war noch nie außerhalb ihrer beider Stadt gewesen. Es interessierte ihn einfach nicht. Er war groß im Internet. Vertrieb Logos, digitale Wasserzeichen, manchmal Animationen rund um den Globus. Die ganze Welt stand Schlange auf seinem Server. Er chattete mit Südchile, Kiribati oder Novaja Semlja. In seiner Vorstellung schmeckten die Burger, die Donuts überall gleich. Warum sich die Mühe machen? Er war glücklich, Canonball zwei Mal die Woche bei sich zum Schlafen zu haben. Er ging gern ins Kino, Nachrichtensendungen

mied er genauso wie Kriegsfilme. Er schaute außerdem gerne im Zoo vorbei. Nicht der Tiere sondern der Kinder wegen, die vor Entzücken außer Rand und Band gerieten, jedes Mal, wenn sie den Bären sahen. Ross war ein feiner Kerl.

Es klingelt an der Tür. Ross rührt sich nicht. Canonball schlägt die Decke zurück und schlüpft in schlicht-elegante Pantoffeln. Auf dem Weg zur Tür ein Blick auf Ross.

Als Ross mehrere Stunden später erwacht, ist die Sonne schon auf der anderen Seite des Lofts. Er gähnt lange. Zufällig berührt seine Hand einen Zettel an der Wand. Er kennt so was. Fotografenart, sich zu verabschieden.

„Aha, vermutlich Ölquellen im Naturschutzgebiet. Mord und Totschlag. Ein verzweifelter schwarzer Goldrausch. Outlaws. Time Magazine. Klar.“

Er schlurft in die Küche. Dabei zerknüllt er den Zettel und wirft ihn in den Müllschacht. Als er die Klappe öffnet, zieht ein angenehm kühler Hauch in die Küche. Spätsommer.

Träger Verkehr. Magazine in der Post. Espresso-Maschine läuft tadellos. Bald setzt er sich an seinen Rechner. Stöbert in den Mails, schließt einige Verträge mit einer Firma aus London, die neue Soundlogos bestellt. In den Straßen tönen Sirenen. Er wäre gerne einer dieser Superhelden mit Anzug und einer bestimmten phänomenalen Eigenschaft. Die hatte er zwar noch nicht an sich entdeckt, jedenfalls keine altruistisch verwendbare, aber ein rosa Neopren-Trikot hatte er sich schon schneiden lassen. Es hing in einem Unterwasserschrank neben dem normalen Kleiderschrank.

Im Kinoprogramm läuft der neue Blockbuster der Pixar-Studios. Ross reagiert sofort und telefoniert mit Peter, seinem besten Freund diesen Sommer. Sie verabreden sich für heute Abend in dem netten Eckkino. Das ist kleiner und

persönlicher als die Multiplexhallen, in denen man schwer eine Beziehung zu seinem Sitz aufbauen kann.

Sein Wok ist im Einsatz, er isst mit Stäbchen, aus den Boxen ertönt Meditatives. Er denkt an den Kampf um neue Ölquellen, ziemlich überflüssig, sowas. Sein ganzes Leben ist fußläufig erreichbar. In seinem Reich müsste es Öl definitiv nicht geben. Aber welcher Kampf auf Leben und Tod ist aus der Ferne schon nachvollziehbar? Gotteskrieger oder machtgierige Eroberer sind an sich so unvorstellbar, dass Ross sie beinahe für eine Erfindung der Medien hält. Seinem Freund Canonball offenbart er es nicht. Für Ross sind Bilder gleich Bilder. Er schaut durch seine Fotografien hindurch, wenn er auf Ausstellungseröffnungen geladen wird, schäkert mit den Exhibit-Chicks, wartet, dass die Interviews, die Pressekonferenzen mit Canonball vorbei sind. Er denkt an dessen Zärtlichkeit. Seinen narbigen Körper. Der so tapfer ist. Er sucht den Kitzel.

Ein Postbote wird Ross eine Zeitung in die Hand drücken. Dort wird er die verstörende Meldung lesen, dass der berühmte Kriegsfotograf Canonball Schmidt in Alaska einer Lungenentzündung erlegen sein wird. Das würde dann zwei Wochen nach dem an diesem Morgen aufgefundenen Zettel sein.

*Jonis Hartmann,
geboren 1982 in Köln. Architekt, schreibt seit 1995. Seit 2007 Veröffentlichungen von Prosa und Lyrik in Zeitschriften wie EDIT, floppy myriapoda etc. und Anthologien wie Nordhessische Gegenwartsliteratur. 2011 romanino, ein historischer Kurzroman aus Rom im Chaotic Revelry Verlag Köln, 2013 Mondo kranko (Stories) im selben Verlag.*

Wie ein Weihnachtsbaum gekullert kam

Weihnachten und Tannenbaum gehören nun mal zusammen wie Berg und Tal oder Geburtstag und Geschenke. Das weiß jedes Kind. Aber Mama musste heuer Maria mit trauriger Miene eingestehen, dass es in diesem Jahr zu Weihnachten keinen Baum geben würde. Der schlimme Krieg, den die Menschen gemacht hatten, war gerade vorüber und das Geld dafür nicht vorhanden. Deshalb!

„Aber ein Püppchen für mich, Mama!“
Mama wischte schnell eine Träne fort.
„Manchmal ist Gott mit uns armen Leuten vielleicht doch ein bisschen ungerecht, Maria. Aber ein warmes Zimmer gönnen wir uns heute Abend, Kind! – Schau mal“,
Mama stand auf, „hier ist ein nagelneues Bettuch. Damit gehst du gleich zum Kohlenhändler und fragst, ob er uns dafür zehn Briketts gibt.“

So zog Maria mit dem Bettuch in einer großen Tasche los. Tapfer stapfte sie durch den matschigen Schnee; in diesem Jahr also kein Weihnachtsbaum und kein Püppchen? Unsinn, sagte sich Maria, ein warmes Zimmer ist doch auch was Schönes.

„Was willst du denn?“ fragte der Kohlenhändler, der hinter einem Berg Briketts hervor gekrochen kam.

Maria sagte alles so, wie Mama es ihr aufgetragen hatte.

„Na, wollen mal sehen“, brummte der Mann. „Weil du doch auch so ein kleines, hübsches und höfliches Mädchen bist.“ Und er zeigte auf den Kohlenhaufen und brummelte wieder: „Nimm dir zehn Kohlen, und lege noch eine dazu.“ Das neue Bettuch schaffte er in sein Kontor.

Maria schleppte schwer an der Last. Und oft musste sie stehen bleiben und die schwere Tasche abstellen. Wenigstens eine warme Stube am Heiligen Abend, auch wenn das Mehl zum Weihnachtsstollen fehlte. Vom Püppchen ganz zu schweigen.

Dicke Schneeflocken sanken lautlos vom diesigen Winterhimmel herab.

Als die Straße in der Nähe ihres Hauses einen Bogen machte, musste Maria zur Seite springen, denn ein Lastwagen bog um die Kurve, so dass der Schneematsch das Mädchen von oben bis unten bespritzte.

Eilig wollte sie schon weiter laufen, aber genau in diesem Augenblick rollte ein Tannenbäumchen von diesem großen Auto und blieb genau vor Marias Füßen liegen. Aufgeregt stand das Mädchen da, rechts von ihr die schwere Tasche, links das Tannenbäumchen. Sie schaute auf das Bäumchen und war ein wenig bedrückt. Es wurde Maria nicht leicht, ihre Augen von dem Bäumchen zu lösen.

Maria wollte schon dem Fahrer hinterher rufen, dass er ein Bäumchen verloren hätte, aber das Auto mit diesem Holzgaserantrieb war längst hinter der Kurve verschwunden.

„Na, du hast aber schwer zu tragen“, sagte ein Mann mitfühlend, der auf Krücken an ihr vorüber humpelte.

Was aber nun mit diesem Bäumchen tun? Eine warme Stube und nun dieses Bäumchen, das auf einmal niemandem gehörte, dachte Maria, das ist doch nicht schlecht.

Mama jedenfalls machte große Augen, als sie die Geschichte vom herabgefallenen Tannenbäumchen hörte. Dann schwieg sie lange, bis sie schließlich mit verschmitzten Augen sagte, dass der Weihnachtsmann vielleicht doch ein Püppchen bringen würde. Das gab vielleicht Aufregung für Maria!

Nun brauchte Maria nicht mehr von einem Weihnachtsbaum, einer warmen Stube und einem Püppchen zu träumen.

Holger Hartenstein

1940 in Meißen geboren, derzeitige Tätigkeit Honorar Dozent im Europäischen Bildungswerk für Beruf und Gesellschaft für Germanistik und Kommunikationswissenschaften. So auch meine Studienrichtungen.

Seit 1972 wohne und arbeite ich in Halle/Saale und in Bennstedt, unweit Halles. Schreibe Gedichte und Kurzgeschichten, von denen einige gedruckt wurden, aber auch literaturtheoretische Veröffentlichungen. Neben der Literatur großes Interesse für klassische Musik – die Italiener, Beethoven und Chopin insbesondere

Totensonntag

Es war Totensonntag, und ich war in die Innenstadt, in die Fußgängerzone gegangen. Der Weihnachtsmarkt war noch geschlossen. Das kündigte auch ein gedruckter Zettel mit den Öffnungszeiten an, den eine rundliche Frau mit Brille mit einem Tacker an den Holzbuden befestigte. Es begann langsam dunkel zu werden, und die Sterne der Weihnachts-dekoration, die über die Straße gespannt waren, leuchteten matt. Die Luft war mild.

Ich setzte mich auf die Holzbank bei dem noch geschlossenen Kinderkarussell. Dort bemerkte ich ein sehr hübsches Mädchen im Teenageralter, das eine Pudelmütze mit einem großen Bommel trug. Es saß auf den Stufen der ehemaligen Baedeker Buchhandlung mit einem kleinen Akkordeon. Sie spielte immer dieselbe Melodie, wenn auch in verschiedenen Variationen. Dabei grüßte sie vorbeigehende Leute mit einem „Hallo“, wobei sie lächelte. Manchen zeigte sie auch eine Art „Stinkefinger“, Leuten die vorbeigingen und sie nicht beachteten. Zwischenzeitlich unterbrach sie das Spiel und bohrte in der Nase. Der eine oder

andere Passant warf eine Münze in ein Körbchen, welches sie vor sich stehen hatte. Das Mädchen steckte sie gleich darauf weg. Schließlich erschien ein Junge in ihrem Alter, der die Obdachlosenzeitung bei sich trug. Sie sprachen miteinander, und sie klimperte mit den Münzen, die sie in die Hosentasche gesteckt hatte. Der Junge lachte.

Mich lenkte inzwischen eine Gruppe Gehörloser ab, die in der Gebärdensprache miteinander kommunizierten. Als ich wieder zu dem Mädchen sah, war es nicht mehr da, ebenfalls der Junge nicht. An der Stelle, wo sie gesessen hatte, lag ein Stück Papp. Auch ich setzte nun meinen Weg durch die weihnachtlich geschmückte Fußgängerzone fort.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichten-sammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Das Buch

Endlich hatte mir der Verlag die Autorenexemplare geschickt: Fünfzig Mal lag mein erster Roman vor mir, ein zwar relativ schmales Buch, jedoch mein großes künstlerisches Bekenntnis. Und das sollte jetzt seine Leser finden. Wie Schneebälle, die zu Lawinen werden, wollte ich die Bücher in die Welt hinaus werfen.

Drei Exemplare behielt ich für mich, eins für mein Bücherregal, eins zum Mitnehmen und Vorlesen und noch eins zur Sicherheit. Ich hatte eine Liste von Freunden, Bekannten und sogar Familienmitgliedern vorbereitet, die ein Buch bekommen sollten. Insgesamt waren das siebzehn. Die hoffnungslosen Fälle, die Nichtleser und kulturell Uninteressierten hatte ich gleich aussortiert. Denjenigen, die ich nicht in nächster Zeit sehen würde, musste ich es mit der Post schicken – in der Masse war das nicht gerade billig.

Die meisten der Beschenkten waren freudig überrascht, viele fragten allerdings, warum es in dem Roman denn gehe, ob der womöglich gar autobiographisch sei. Das verdross mich das eine um das andere Mal, und ich wusste nichts Rechtes zu antworten. Wofür hatte ich denn einen Umschlagtext geschrieben? Warum möchten die Leute das Buch nicht unvoreingenommen und ohne weitere Kommentare lesen? Der eine oder andere Schneeball würde wohl im Tiefschnee stecken bleiben, aber anderswo würden Lawinen abgehen!

Jetzt war es eigentlich meine Aufgabe, Rezensionsexemplare zu verschicken, denn der kleine Verlag verfügte nicht über die Mittel, die eine richtige Werbekampagne erforderte. Aber wer sollte welche bekommen? Die lokale Tageszeitung? Mir war bekannt, dass die Beiträge im Kulturteil in dieser Zeitung von schlecht oder gar nicht bezahlten Praktikanten geschrieben wurden, deren Texte den Eindruck erweckten, der Rechtschreibunterricht habe in den letzten Jahren schwer nachgelassen. Wahrscheinlich wären sie bereit, über etwas

mit Regionalbezug zu schreiben, aber ich traute nicht einmal dem Chefredakteur zu, meinen doch recht modernen, um nicht zu sagen experimentellen Roman zu verstehen. Und welcher Leser sollte nach so einer unzutreffenden Buchbesprechung losziehen und es kaufen? Die betreffende Zeitung wird hauptsächlich wegen des Sportteils und der Immobilienanzeigen gekauft.

Eine überregionale Zeitung wäre geeigneter. Jedoch wusste ich, dass in den letzten Jahren die Kulturredaktionen immer kleiner geworden waren und speziell die Literaturkritik vollends auf den Hund gekommen war, dass niemand mehr Zeit hatte, ganze Bücher zu lesen, und sowieso am liebsten über Bücher von Verlagen geschrieben wurde, die Anzeigenkunden waren, oder über Autoren, die jemand in der Redaktion kannte. (Diese Informationen hatte ich übrigens aus dem Internet.) Wie sollte ich als Einzelkämpfer da eindringen können?

Aber ich war ja kreativ und hatte ein neues Konzept entwickelt, wie ich die Bücher direkt zu den Lesern brächte.

Einen gültigen Fahrschein für den ICE hatte ich, aber keine Sitzplatzreservierung, da ich mir den ganzen Zug oder vielmehr die Fahrgäste ansehen wollte. Nach der üblichen Drängelei beim Einsteigen stand ich im Gang in einem Großraumwagen zweiter Klasse und war froh, nur eine kleine Tasche dabei zu haben. Der Wagen war gut besetzt, voller Menschen und Gepäckstücke. Anzugträger und Frauen in Kostümen sprachen in Mobiltelefone oder machten sich an ihren Laptops zu schaffen. Offenbar gab es noch Geschäftsreisende, die nicht das Flugzeug nahmen. Einige wenige studierten sogar Akten aus Papier. Ich überlegte, ob es sich um Vertriebsmitarbeiter auf dem Weg zu Kunden, oder um Personalreferenten handelte, die in einer Außenstelle Mitarbeiter auf Vordermann bringen

sollten. Neugierig war ich auf die ganz normalen, also privat Reisenden, oder überhaupt Menschen, die kulturellen Dingen gegenüber aufgeschlossen waren. Auf Reisen, die ich vor Jahren gemacht habe, saßen mir ständig Menschen gegenüber, die den Feuilleton-Teil renommierter überregionaler Zeitungen, seriöse Nachrichtenmagazine oder interessant aussehende Bücher lasen, und ich hatte überlegt, ob sie das zum Privatvergnügen taten oder womöglich professionell kulturell tätig waren, Rundfunkredakteure, Schauspieler, was auch immer. Einmal war sogar jemand mit einem Cellokasten zugestiegen. Dieser Typ Fahrgäste war offenbar ausgestorben oder las jetzt von elektronischen Lesegeräten, denen man natürlich nicht ansah, ob gerade ein aktueller Schundroman oder Avantgarde-Lyrik angezeigt wurden. Es war erstaunlich, wie viele Lesegeräte, Smartphones und Kleincomputer in Gebrauch waren. Einige wurden sogar zum Ansehen von Spielfilmen benutzt. Das war das letzte, was ich wollte, neben einem herüber flimmernden Actionfilm zu sitzen, dessen Konsument sich mit Kopfhörer abgeschottet hatte.

Hier gefiel es mir überhaupt nicht. Die erste Klasse war zwar viel ruhiger, aber eher noch schlimmer, was den geschäftigen Ernst betraf. Als ob ich mich in eine Vorstandsetage verirrt hätte. Der Speisewagen war vollends ungemütlich, enge Tischehen, ungenießbare Gerichte, und Gäste, die sich davon überhaupt nicht stören ließen. Die Speisekarte enthielt schwerwiegende Rechtschreibfehler.

Schließlich fand ich in der zweiten Klasse noch einen Wagen mit halbwegs menschlich aussehenden Passagieren. An einem Vierertisch war noch ein Platz frei, wenn auch entgegen der Fahrtrichtung. Egal, ich setzte mich, zog mein Buch aus der Tasche und begann zu lesen. Das war nicht leicht, schließlich kannte ich das Buch in- und auswendig, ich hatte es ja geschrieben. Niemand beachtete mich, obwohl ich mir Mühe gab, eine höchst angeregte Lektüre darzustellen. Da ich mit

dem Durchsuchen der Waggons viel Zeit verloren hatte, näherte sich der Zug schon bald dem Bahnhof, an dem ich aussteigen musste. Ich zog meinen Mantel an und ließ das Buch auf dem Tisch liegen. Jemand würde es finden, mitnehmen, lesen und weiter empfehlen. Am Ende des Wagens drehte ich mich noch einmal um. Das Buch lag noch da, wie ich es liegengelassen hatte, die Sitznachbarn hatten schon ihre Taschenbücher und Studienunterlagen eingepackt, standen gerade auf oder holten schon ihre Taschen aus den Gepäcknetzen. Ich drehte mich wieder zurück und erblickte einen Bahnangestellten in einer schlecht sitzenden Kunstfaseruniform mit einer Mülltüte und Handschuhen. Er hob eine weggeworfene Verpackung vom Boden auf und warf sie in die Tüte. Er sah nicht aus als interessiere er sich für moderne Literatur, eher so, als könne er nicht mal richtig lesen. In ein paar Minuten würde er an meinem Platz sein und das Buch auf dem leeren Tisch sehen. Und dann? Würde er es liegen lassen, zu den Fundsachen geben oder einfach in seinen Müllsack stopfen? Mir wurde siedend heiß, ich quetschte mich an den Entgegen-kommenden vorbei, stieß mit den Knien gegen Hartschalenkoffer, egal, ich eilte zurück, um das Buch wieder an mich zu nehmen.

Einen Schneeball auf eine Heizung zu legen, löst eben keine Lawine aus.

An meinem großstädtischen Ziel angekommen, suchte ich zunächst das Hotel auf und bezog mein reserviertes Zimmer. In der Nachttischschublade lag die obligatorische Bibel. Ich legte mein Buch dazu und schloss die Schublade.

Soweit mir bekannt ist, wandern in Hotels aufgefundene Bücher, die nicht wieder zurückverlangt werden, in Regale irgendwo im Hintergrund der Hotellobby oder des Frühstücksraumes, wo sie zumindest aus der Distanz ganz hübsch aussehen und von Hotelgästen ausgeliehen werden können. Ich selbst hatte das sogar einmal gemacht, während eines Mittelmeerurlaubs, in dem mir kurz vor Ende die Lektüre ausging. Zwischen Reihen von sichtbar alten

Schund- und Kitschromanen in verschiedenen Sprachen hatte ich einen Band Erzählungen von Knut Hamsun entdeckt, von denen ich zwei vor der Abreise schaffte. Habe ich das Buch einfach mitgehen lassen? Natürlich nicht. Habe ich später ein Buch von Hamsun gekauft? Auch nicht. Mein ratloser Blick fiel auf den Hotelfernseher, der mich namentlich begrüßte. Beim Versuch, den Fernseher abzuschalten, da ich nur in absoluter Dunkelheit ohne die Standby-Leuchte irgendwelcher Geräte schlafen kann, geriet ich nur in ein anderes Menü, das mir Fernsehen, Internet oder Bezahl-Programme anbot. Letzteres bedeutete die Wahl zwischen Fußball und „Erotik“-Kanälen. Ich legte mein Buch in die Tasche zurück und zog den Netzstecker des Fernsehers. Wenn das die Konkurrenz ist, trete ich gar nicht erst an.

Nein, die Bücher mussten dorthin, wo Menschen Bücher haben wollten – in einen Buchladen. Rechtzeitig vor Ladenschluss erreichte ich denjenigen, den ich zu Hause nach sorgfältiger Recherche ausgesucht hatte. Zunächst verschaffte ich mir einen Überblick. Die Abteilung „Romane und Erzählungen“ war wohl die richtige, „Klassiker“ eher nicht, der Sinn und Zweck des Regals „Belletristik“ war mir schleierhaft. Ich suchte nach der richtigen Stelle im Roman-Regal, blickte mich noch einmal vorsichtig um, zog mein Buch aus der Manteltasche und stellte es hinein.

Rein alphabetisch liege ich zwischen einem Autor, dessen langatmigen ökologischen Thriller oft mit Literatur verwechselt werden und sich wie blöde verkaufen, und einer Schriftstellerin, deren seichte Frauenromane zum Glück wieder aus den Bestsellerlisten verschwunden sind. Ich hätte mir andere Nachbarn gewünscht, aber immerhin würde es Leser in die Nähe meines Buches bringen, denen der surreale Titel auf dem Buchrücken ins Auge stechen konnte. Unauffällig bezog ich in der Nähe Stellung, zog hin und wieder zum Schein Bücher aus dem Regal und tat, als läse ich. Bis zum Ladenschluss wurde mein Buch

genau einmal in die Hand genommen und nach höchstens zehn Sekunden wieder zurückgestellt. Vielleicht gab es einen zweiten Schriftsteller meines Namens. Ich musste das einmal überprüfen.

Am nächsten Vormittag stand mein Buch immer noch da, wo ich es gestern zurückgelassen hatte, woran sich auch in den nächsten Stunden nichts änderte. Ich holte meine Reisetasche aus dem Hotel und fuhr nach Hause.

Von den mit meinem Roman Beschenkten erfuhr ich nicht viel, außer, dass heutzutage kaum noch jemand Zeit zum Lesen hat. „Meine Schwiegermutter ist jetzt aber ein Fan vor dir“, meinte einer. Was wollte er mir damit sagen?

Nach zwei Wochen stand mein Buch immer noch da wie festgefroren, auf dem selben Regalbrett in dem bewussten Buchladen. Allerdings war mir beim Betreten des Buchladens der Wühltisch aufgefallen – Schund, Zerfleddertes, Saisonware vom letzten Jahr und anderes Unverkäufliche war als Mängelware abgestempelt und sollte mit Ramschpreisen unter die Leute gebracht werden, damit wieder Platz im Lager war. In der Grabbelkiste sollte mein Buch allerdings auf keinen Fall enden! Nur: Einfach mitnehmen konnte ich es nicht, wenn ich nicht eine Anzeige als Ladendieb riskieren wollte. Mir blieb nichts übrig, als damit zur Kasse zu gehen und es zum zweiten Mal zu bezahlen.

Die Verkäuferin zog das Buch über den Scanner, und ein dreifaches Hupen ertönte. Beim zweiten Versuch geschah dasselbe. „Scheint gar nicht im System zu sein“, murmelte sie. „In der Tat, mein Buch passt wohl in kein System“, dachte ich. Sie tippte die ISBN-Nummer in einen Computer. Hinter mir wurden die nächsten Kunden ungeduldig. „Das ist nicht im Sortiment, das kann ich gar nicht abrechnen. Sie sind sicher, dass das von uns ist? Wirklich? Ach, wissen Sie was“, sagte sie gönnerhaft: „Nehmen Sie es einfach so mit. Mit besten Empfehlungen des Hauses.“

Rainer Fischer

geboren 1969. Lebt in Neuss und schreibt Kurzprosa, Erzählungen, Satiren und Grotresken. 2012 erschien die Kurzprosa-Sammlung „Küchendienst in der Hölle“, 2013 der Roman „Der Kaktusforscher“.

Erblühen

Er verweilte im Park. Um ihn herum standen die Pflanzen in voller Blüte. Vor allem der Rhododendron und die wenigen Obstbäume leuchteten rosa, violett und weiß. Er war fasziniert von den Farben, die die Natur hervorgebracht hatte. Einige sah er zum ersten Mal.

Er hatte sich für die kleinen Pausen seiner Wanderungen durch den Park ein Buch mitgebracht. Direkt neben der Parkbank, auf der er sich soeben zum Lesen niedergelassen hatte, befand sich ein Rosenstrauch. Regelmäßig ließ er die Lesepausen länger ausufern, als es nötig erscheint, um sich von der Bewegung zu erholen. Die mitgenommenen Bücher schufen in seiner Vorstellung ferne Bilder und fesselten ihn an die Bank. Dazu kamen das frühlingshafte Wetter, die wärmende Sonne, deren Strahlen er sich möglichst selten direkt aussetzte, und die Ruhe, die diese sehr versteckte Bank im Park bot. Hier verirrteten sich selten Menschen hin. Und so konnte er in die Geschichte des Buches eintauchen und die Gedanken in andere Welten schweifen lassen.

Während er seinem Helden durch Tel Aviv folgte, lenkte ein kurzer Windstoß seine Aufmerksamkeit auf den Rosenstrauch neben der Bank. Leicht berührte dieser ihn. Der noch sehr junge Strauch trug nur eine Knospe. Diese war noch von viel Grün umgeben. Zusammen mit den Dornen entstand ein wehrhafter Eindruck, der noch durch das kräftige Bordeauxrot der äußeren

Blütenblätter der Knospe verstärkt wurde. Die vollkommen verschlossene Blüte und der stramme und gerade Stil vermittelten die Stärke dieser Pflanze, die ihn lediglich durch einen völlig unerwarteten leichten Windstoß berührt hatte.

Sich von den Beobachtungen und der Schönheit der Knospe lösend, folgte er seinem Helden aufs Land und las über den erfolglosen Versuch, sich der Ruhe und dem Landleben hingeben zu können. Nur war er mittlerweile nicht mehr ganz so konzentriert dabei. Immer wieder schweifte sein Blick ab, und die Knospe erfuhr viele freundliche Worte ob ihres Äußeren. Der späte Vormittag sorgte für immer mehr Wärme. Die Sonne erreichte jetzt auch den Rosenstrauch und machte artig vor der Bank halt, hauptsächlich, weil die gigantische Kastanie ihr schützendes Blätterkleid genau über dem Leser ausbreitete und doch dem Rosenstrauch die Sonnenstrahlen gönnte.

Zu seiner Überraschung öffnete sich die Knospe ein wenig und ließ die Struktur der inneren Blütenblätter erkennen. Das Bordeauxrot schuf eine Blüte von natürlicher Schönheit. Vielfältig, verschlungen und doch in sich geschlossen und in seiner Gesamtheit miteinander verbunden zu einem Feld sich aneinander lehrender Formen. Die edle Farbe verstärkte dieses Gesamtbild. Kein Wunder, dass er Schwierigkeiten hatte, mit der nächsten kleinen Geschichte zu beginnen

und sich auf den neuen Helden einzulassen. Sein Blick schweifte in den Park, und ihm wurde bewusst, dass er diesen Rosenstrauch hier noch nie bemerkt hatte. Die Erde um den Strauch sah aufgelockert aus, als hätte jemand diese Pflanze hier frisch gesetzt. Und irgendwie hatte er den Eindruck, sie wäre nur für ihn da. Gegen diesen Strauch verblasste selbst die vielfältige und beeindruckende Pracht um ihn herum.

Über diese Gedanken verging einige Zeit. Immer wieder las er in dem Buch, und auch für seine Verhältnisse verweilte er heute besonders lange auf der Bank. Bewusst konzentrierte er sich jetzt auf die nächste Geschichte. Gleich würde er weiter gehen und sich wieder an klassischer Musik erfreuen. Das Ende der Geschichte vor Augen, zog unwillkürlich der Rosenstrauch wieder die Aufmerksamkeit auf sich.

Was er jetzt erblickte, überraschte ihn völlig. Auch wenn die Blüte sich noch nicht voll entfaltet hatte, deutete sich das Innenleben dieser besonderen Pflanze an. Innen verschob sich die Farbe von dem kräftigen Bordeauxrot über ein starkes Rosa zu einem zart und verletzlich wirkenden Rosé. Die innersten Blätter schimmerten weiß und hatten einen zarten, rötlich abgrenzenden Rand. Er bewunderte diese Farbgebung und diese Mischung aus Stärke und Zartheit. Lange weilte sein Blick auf ihr. Er meinte, die Blüte sich weiter öffnen zu sehen. Solche Eleganz und Vielgestaltigkeit hatte er noch nicht gesehen.

Es dauerte seine Zeit, bis er sich wieder auf den Weg machte. Die schönen Klänge eines kammermusikalischen Stücks begleiteten ihn dabei und erlaubten seinen Gedanken zu wandern. Verwundert darüber, dass ein solches Naturereignis ihn so berühren konnte, kamen ihm die Erlebnisse der letzten Wochen in den Kopf. Die neue Frau in seinem Leben schien ihm plötzlich wie diese Rose.

Ohne es zu merken, war er im Kreis gelaufen und stand vor seiner Bank. Ja, jetzt war sie wirklich *seine* Bank geworden. Die Blüte der Rose hatte sich wieder geschlossen und die Knospe ruhte wieder stark in ihrer Welt. Die Sonne schien weiterhin und es war, als hätte sie sich nur für ihn geöffnet. Er beschloss, häufiger zu kommen und sich Gedanken zu machen, wie er erreichen könnte, diese schöne Pflanze über die Jahreszeiten zu schützen. Schon Morgen würde er wieder hier sein.

*Swen Neumann
in Hamburg geborener Bremer,
Bankkaufmann und Bildungstätiger
schreibt seit über fünf Jahren zu Bank-,
Wirtschafts- und Bildungsthemen,
Rezensionen auch noch zu Mathematik,
Pädagogik und Psychologie, sowie
unterschiedlichen belletristischen Bücher.
Dazu kommen kurze Geschichten, Gedichte,
Romane und Novellen.
Veröffentlichungen liegen unter anderem in
Fachzeitschriften und online
vor.*

Eine Flaschenpost verschickt

Sie saß am Ufer eines Flusses
und fasste den Entschluss,
dass sich in ihrem Leben
etwas ändern muss.

Sie schrieb alle ihre Gedanken
auf ein Blatt Papier,
verschickte es in einer Flasche,
vielleicht findet sie zu ihm.

Sie hoffte auf eine Antwort,
fragte sich, wo wird sie wohl stranden.
Aber vielleicht blieb sie ja auch für immer verloren,
wie so viele ihrer Träume.

So ganz in Gedanken und mit den Fragen beschäftigt,
wurde ihr plötzlich bewusst,
sie hatte das Wichtigste vergessen,
ihren Namen und die Adresse.

Angelika Schranz

*geb. am 15.01.1955 in Marburg an der Lahn, wo ich auch heute noch mit meiner Familie lebe.
Ich schreibe Lyrik, Prosa und Kindergeschichten. Mehrere Veröffentlichungen im Epla-Verlag,
in der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte, Frankfurter Bibliothek Brentano Gesellschaft,
in verschiedenen Anthologien, zuletzt in der Lyrik-Bibliothek Literareon, im Czernik-Verlag
Lyrik heute und in der Zeitschrift Veilchen.*

Erinnerungen

Ich kann sie nicht greifen
doch sie sind zum Greifen nah
Ich kann sie nicht hören
doch sie reden ständig
Ich kann sie nicht sehen
doch sie sind ständig vor mir
Ich kann sie nicht anfassen
und fühle sie genau

Sie sind unvollständig
und voll da
Sie sind lückenhaft
und fehlerfrei
Sie bestehen aus Fehlern
und sind Weise
Sie wissen so wenig
und sind schlau

Stehe ich
so gehen sie
Schlafe ich
so wachen sie
Liege ich
so stehen sie
Denke ich
so helfen sie mir

Sie sind für die Ewigkeit gemacht
und lehren uns
die Unmöglichkeit des Vergessens.
Wollen wir an was denken
so kommen sie
und wollen wir was anderes denken
so bleiben sie.
So gedenken wir ihnen ewig
denn jede Erinnerung
gedenkt uns ewig.

Laura Baltz

arbeitet als Chefsekretärin in einer Ergotherapie-Praxis. Laura schreibt seit ihrem 12. Lebensjahr Gedichte und Geschichten und absolviert seit Januar 2014 ein Fernstudium in Kreativem Schreiben. Anthologieveröffentlichungen und E-Book Schule des Schreibens: Ein Beitrag zu dem WM Tagebuch 2014, 11 Zeilen für das Runde Leder.

8 Nonseme

Korrumpierte Hunterwelt,
korrumpierte Qualen.
Denn das Leben abbezahlen
kann man nur mit Gel.

Schleudertrauma ahoi,
was ist alt und wo ist neu?
Wer beschleicht des Opas Tür
als ein Griffelsektor?

Schlickern singend im Be
schiss der Bruder Bär ins
Wasser siedete mit Stolz
und ich holte etwas Bratz.

Bleib dem Kostendriwwer treu,
kauf dir weder Watt noch Heu.
Kauf statt Dessen Wand
und mach darin b'Rand.

Gelobe des Vermoderns
und weise bin auch Blödelm.
Wenn schließlich Alter ausgebrochen,
gibts Eiter und drei Socken.

Daniel Ableev

**1981 in Nowosibirsk, studierte Komparatistik, Anglistik, Amerikanistik und Jura; lebt als freier Seltsamkeitsforscher in Koblenz und Bonn, schreibt für „Legacy“ und komponiert für „Freuynde + Gaesde“. Veröffentlichungen: »Sansabienne« im Jahrbuch der Lyrik 2009 (S. Fischer), »The Secret of the House of Cough« (www.dreampeople.org), Wahnsinniggi und Alu (Autumnus) u. a.; ausgezeichnet mit dem „Kaas & Kappes“-Theaterpreis 2011 für D'Arquette und „Irseer Pegasus“ für »Über die Selectronik«; „conquering places“-Teilnehmer, Mitherausgeber von „DIE NOVELLE – Zeitschrift für Experimentelles“. Homepage: www.wunderticker.com.*

*Dasiel Aasev, *1001 in Norsk, studierte Kotistik, Angstik, Anistik und Ja; lebt als freier Semscher in Kolz und Bo, schreibt für „Lacy“ und komponiert für „Fry + Gas“. Veröffungen: »Sanne« im Jauch der Lik 2009 (S. Fir), »The Set of the Ho of Cog« auf www.drele.org, „Waggi“ und „Au“ (Aus) u. a.; ausgezeichnet mit dem „Ka & Ka“-Ther 2011 für „Arte“ und „Irr Peus“ für »Über die Selik«. Mithergeber von „DIE KNOLLE – Zeit für Ex“. www.wunker.com*

'WANDELBAR'

ICH WÄRE GERN DEIN URVERTRAUN
DER SAND, AUF DEN HOFFNUNGEN BAUN
GERN WÄR ICH AUCH DEIN SCHREIBESTIFT
VON ZEIT ZU ZEIT DEIN SEHNSUCHSLIFT

GERN WÄRE ICH DEIN UNBESCHWER
FALLS NÖTIG, NOCH DEIN WEGVERZEHR
MANCHMAL KÖNNT' ICH SPIELWIESE SEIN
FÜR FREMDE UND FÜR D I C H ALLEIN

ICH WÄRE GERN DEIN STARKES BANGEN
UND DANN UND WANN EIN LUSTVERLANGEN
WÄR DEINE WUT UND WÄR DEIN ZORN
VERLETZLICH WIE EIN SAMENKORN

GERN WÄRE ICH DEIN HANDTUCHHALTER
IN STELLVERTRETUNG: TROSTVERWALTER
ZEITWEIS VIELLEICHT DEIN FUSSABTRETER
ALS „FRUST-OBJEKT“ FÜR SCHWERENÖTER

ICH WÄR S O GERN DAS K I N D IN DIR
DOCH HÖCHST UNGERN DAS FLASCHENBIER
ICH WÄRE GERN AUF DEINER SEITE
GÜLTIG IM ZORN, GÜLTIG IM LEIDE

GERN WÄRE ICH DIR ZEITVERTREIB
EIN MUTTERMAL, DEIN FLUCHTVERBLEIB
DOCH W A S AUCH IMMER ICH GERN WÄR
ES RAUSCHT VORBEI VON UNGEFÄHR

*geschrieben
Oktober 2012*

Essen / Ruhr

*ARNO
PETERS*

Am Liepnitzsee

Buche! Mein Kussmund berührt deine knorrigen Füße,
die am Hang die Erde nach Wasser durchgraben und
sie festhalten wie ein geheimnisvolles graues Tier
seinen verborgenen Futtertrog.

Buchen sind immer Frauen. Es gibt viele wie dich am See:
turmhoch, mit Sternenstaub in den Augen.
Und doch hab' ich dich als Braut auserkoren.
Lass uns für immer am Ufer wohnen!

Wir wollen Sommerlieder singen!
Ich klettere an dir empor in wilder Verzücktheit;
dein Herbstgold verwahre ich im Dachsbau und
puste dir den Schnee von den Wimpern.

Edda Gutsche

ist freischaffende Autorin und Publizistin und widmet sich der sogenannten kleinen Form. Sie hat diverse Kurzgeschichten und Gedichte in Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlicht. 1999 erschien ihr Prosaband „Geißblattgeflüster“. Als Sachbuchautorin hat sie mehrere Bücher und Artikel zu kulturhistorischen und landeskundlichen Themen publiziert.

Ergebnisse des Selbsttests:

Wird Dein Roman ein Bestseller?

Das Veilchen hat einen Selbsttest für Romanautoren in 12 Fragen veröffentlicht zu dem Thema: „Wird Dein Roman ein Bestseller?“ Wir berichteten in der vorigen Ausgabe. Die 12 Fragen bieten jeweils vier Antworten, von denen jede einzelne typisch ist für einen von vier Schriftstellertypen.

Vielen Dank fürs Mitmachen! Hier nun das Ergebnis der Umfrage.

Unter 64 Teilnehmer/innen der Umfrage sind:

- 27 Planer (A),
- 10 Autor/innen, die das Besondere erschaffen wollen (B),
- 9 spontane Schreiber (C) und
- 6 scheren sich nicht um die Meinung der anderen (D).

8 sind Mischtypen, 7 haben ihren Fragebogen nur teilweise ausgefüllt und können darum nicht klassifiziert werden. Von den 673 gegebenen Antworten gehören 37% zur Kategorie A, 23% B, 24% C und 16% D.

Die Planer (A) haben die besten Chancen auf einen Bestseller, während die anderen wohl eher Geheimtipps produzieren. Der B-Typ schreibt vielleicht so besonders, dass die normale Leserin ihm nicht mehr folgen kann, der spontane Schreiber (C) überfordert oft durch Gedankensprünge und das Brechen von Regeln, während der D-Typ sowieso nur für sich selbst schreibt.

Rezension: „Ragnarök“ von Marita Sydow Hamann

Mit „Ragnarök“ endet die Fantasy-Trilogie „Die Erben der alten Zeit“ in einem bombastischen Feuerwerk. Nicht nur die Parallelwelten Godheim und Euripides werden erschüttert, sondern insbesondere auch Mannaheim, das wir unter dem Namen „Erde“ kennen. Ein unvorstellbar mächtiger Wirbelsturm rast über den Globus, Vulkane brechen aus und lösen Tsunamis aus, und eine globale Eiszeit bricht mitten im Mai an. Das Ragnarök ist gekommen, der Weltuntergang aus der nordischen Sage! Nur mittelprächtigt effektiv bekämpft das Militär Scharen von Nidhög (Vampiren) und versagt doch gegen das magische Gegenfeuer Odens.

Der Hauptteil der Handlung spielt jedoch auf Godheim, wo Charlie, Sora und ihre Freunde gleichzeitig um ihr Überleben kämpfen, Odens Geheimnis erforschen und herausfinden, dass alle Sagen wahr sind. Iduns Äpfel, Mimers Brunnen, Bergtrolle und magische Steinkreise, alles ist da. Nur Götter finden sie keine, in allen drei Welten. Was wir als „Götter“ kennen, das sind einfach nur besonders mächtige Magier. So wie Oden, der eigentlich Loke heißt und Charlies Onkel ist. Die magischen Fähigkeiten der Freunde wachsen weiter. Doch genügt das gegen Oden, der aus einer unbekanntem, doch scheinbar unbegrenzten Machtquelle schöpft?

Ohne die Lösung des Rätsels zu verraten: Ja, die Freunde enthüllen Odens Geheimnis. Und doch wird der Kampf nicht einfach, obwohl hier Menschen, Lindwürmer, Fenriswölfe, Kentauren, Schwarzelfen und Lichtelfen zusammenhalten. Diese Autorin schont keinen. Jeder bekommt seine Verwundungen und Narben ab an Körper und Seele. Und selbst als sie siegen, bleibt doch ein herber Geschmack von Bitterkeit

über die vielen Opfer, die Odens Untergang gekostet hat.

Auch einen philosophischen Hintergrund hat diese Geschichte, indem sie auf den drei Welten drei verschiedene Wertesysteme gegeneinander stellt: Godheim ist eine primitive, mittelalterliche Welt, in der Magie nicht nur existiert, sondern sogar das Leben bestimmt. Der fortschrittliche Planet Euripides ist wissenschaftlich ganz vorne und hat die Menschheit neu gestaltet – mit vier Armen, hat aber keinen Platz für Magie und alles, was gegen die Regeln verstößt. Und dann haben wir da noch Mannaheim, die Erde, eigentlich ein schöner Ort, wo leider eine monotheistische Religion alle anderen Religionen verfolgt. (Nun ja, ein vereinfachtes Bild der Erde, aber die Botschaft wird klar.)

Insgesamt war diese Trilogie ein beeindruckendes Leseerlebnis, eine lebendige Reise durch die nordische und teilweise griechische Mythologie, die ein ganz neues Licht auf diese alten Geschichten wirft. Wir lernten Charlie und ihre Freunde kennen und lieben. Wie schade, dass wir nun Abschied nehmen müssen! Trotz aller Gefahren würde man gerne mal die beiden anderen Welten kennen lernen. Nun, wo die Nebeltore wieder geöffnet sind. Hoffentlich gibt es bald noch weitere Geschichten von dieser Autorin! Oder die Trilogie als Kinofilm?

Marita Sydow Hamann: „Ragnarök“, Band 3 der Trilogie „Die Erben der alten Zeit“
Grassroots Edition, 1. Auflage 2014
Gebunden, 543 Seiten, 19,90€
ISBN 978-3-9503658-8-7

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension: „Wenn alle Sängerknaben der Welt das hohe C singen, muss ich mir in den Kopf schießen“ von Johannes Witek

74 Kurztexte in strukturierter Prosa enthält dieser neue Band von Johannes Witek. Bereits die Widmung ist die Parodie einer Widmung. Auch die weiteren Texte sind misanthrope Grummeleien, die einer Gesellschaft den Spiegel vorhält, in der manche Seltsamkeit geschieht. Die Menschen verstellen sich, damit ihre Leere nicht sichtbar wird, sie sind verzweifelt oder auch resigniert. Auch die Kunst selbst bekommt ihr Fett weg. So beschreibt „Der König des Blues“ ein musikalisches Duell zweier Blues-Gitarristen. Auch das Malen ist ein Schwanzvergleich. Oder die Darstellung von etwas, das der Künstler in der Realität vergeblich gesucht hat. Beispielsweise „alte, weise Menschen, die sich nach einem harten Leben voller Erfahrung und Schmerz trotzdem noch ihren Humor bewahrt haben“. Witek erschafft neue Bilder, die uns die Welt mit anderen Augen sehen lassen. So gelten ihm Kühe als Vorbild der Gelassenheit. Wir lernen, dass Gelegenheiten dazu da sind, ignoriert zu werden. Nur Arschlöcher ergreifen Gelegenheiten. Gerne verwendet Witek Fäkalien-sprache, um seine Aussagen zu verdeutlichen. Und er schreckt auch nicht vor Ekligkeiten zurück.

Die eine oder andere Person kommt mir aus dem echten Leben bekannt vor, wie z.B. der Chef Herbert Schoissengeier:

„es wirft ihn heftig und schmerzhaft gegen die Wände einer zu engen Existenz und das ist sogar verständlich aber Mitgefühl (die Motivation für Heilige) lässt sich nur so lange aufbringen, bis er versucht, dich umzubringen und das versucht er von der ersten Minute an.“

Witek lässt keine Illusionen übrig:
„Jeder, der jemand etwas schenkt, schenkt damit nur sich selbst das Gefühl des Schenkens: Es ist, wie alles unter der frei dahinziehenden Sonne, der reine Egoismus. Sonst nichts.“

In „Ad infinitum“ geht es um die endlose Kette von Liebesenttäuschungen, die Menschen anderen Menschen antun, weil ihnen zuvor von jemand anderem eine Enttäuschung zugefügt wurde. Und so weiter. Ein ewiger Teufelskreis, aus dem die Menschheit sich anscheinend nicht mehr befreien kann.

Johannes Witek: „Wenn alle Sängerknaben der Welt das hohe C singen, muss ich mir in den Kopf schießen“

Chaotic Revelry Verlag, 2014

ISBN: 978-3-9815811-4-0

Taschenbuch, 254 Seiten, 12,95€

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Sonnwend“ von Norbert Sternmut

In seinem aktuellen Lyrikband entdecken wir Norbert Sternmut neu als stimmungsvollen Landschafts- und Liebespoeten. Von den 154 Gedichten in „Sonnwend“ behandeln zwei Drittel die Liebe. Sternmut sieht mit Auge, Hirn und Herz. Diesen Dreiklang finden wir hier in immer wieder neuen Zusammenhängen und Bedeutungen. Fiebrig geht es oft zu, bis hin zum Börsenfieber. Dabei spricht Sternmut den Leser ganz direkt mit „Du“ an. Er schreibt also nicht (nur) über sich, sondern auch über uns und zu uns.

Wenn Sternmut Landschaften beschreibt – Feld oder Felsen, Bäume oder Sandwüste, Abgründe oder Nachthimmel, Wolken oder Hartgräser – so können wir sicher sein, dass dahinter eine tiefere, symbolische Bedeutung steckt. Die Liebe hat nicht nur zu tun mit Augen, Haut, Haaren und Herz, sondern auch mit Meer und Sonne, mit Berg und Schlucht, Wolken und Wind, Sternen und Mond, Rosen und Duft. Ob Schwermut und Leid oder himmel-stürmende Hoffnung, hier geht es auf und ab. Sternmut zerrt uns emotional durch Wüsten und Schluchten, aber es wendet sich der Blick oft auch hoffnungsvoll in die Ferne und in die Höhe.

In „Berührung“ beschreibt Sternmut beispielsweise die Verschmelzung der Liebenden:

Berührung

*Dich berühre ich
in mir, mich
berühre ich
in dir.*

*Ich liebe die Sprache
in dir,
die aus mir wächst.*

Zusätzlich zu den wie gewohnt düster ausgehenden Geschichten gibt es in diesem Band auch Happy Ends:

Pulsschlag

*Auf dem Weg, unterwegs
bettet mich der Mond
deiner Träume
süßer als der Tod.*

*Du bist da, wo ich bin,
herzgeatmet, hellblau,
die Ferne besser gebettet
auf niemands Rosen,
schwärmen die Dohlen
aus den Zweigen.*

*Geh den Weg mit mir,
wenn du willst heller
als erlaubt im Zeitschritt,
der zum Pulsschlag wird.*

Erwähnen möchte ich außerdem das wunderschön romantische Titelbild (siehe nächste Seite).

Norbert Sternmut: „Sonnwend“
Edition monrepos des Pop-Verlags, 2014
Taschenbuch, 138 Seiten, 15,99€
ISBN 978-3-86356-092-8

Rezensiert von Andrea Herrmann



Rezension: „Erste Erfahrungen“ - Gerd Egelhof

Gerd Egelhof legt seinen neuen Band mit Kurzprosa vor. Dieses Mal geht es um junge Liebe: Verliebtheit unter Schülerinnen und Schülern, die Haarlocke einer Brieffreundin, sexuelle Erfahrungen, Kondome, Liebes-SMS und liebevolle zwischenmenschliche Beziehungen allgemein. Die 23 Kurzgeschichten sind kurzweilig zu lesen: Jede anders, jede neu und abwechslungsreich. Manche davon mag wohl auch autobiografisch sein, ist sie doch in den 80er-Jahren verortet.

Hier begegnen uns Charaktere und typische Gestalten des Alltags: der Rocker-Schüler, die Streberin Rita Emsig, der arrogante Arnold, der schusselige Lehrer.

Leider lässt dieses Buch den sonst so ausgefeilten Schreibstil Gerd Egelhofs vermissen. Manche Formulierung gerät recht hölzern wie: „Ihre Anwesenheit in der Klasse erfreute sich keines besonderen Beliebtheitsgrades“ oder „Tom, der sich als Morgenmuffel mit einem Brötchen und einer Tasse Kaffee zufrieden gab, teilte dem Hotelier auf dessen Frage, ob alles in Ordnung sei, mit, dass er wunschlos glücklich war“.

Man muss diese Geschichten wegen ihres Unterhaltungswertes lesen. Es wird viel gereist, die meisten Personen sind sympathisch, und das Buch bringt einen immer wieder zum Schmunzeln.

Gerd Egelhof, geboren 1970 in Schorndorf (Rems-Murr-Kreis), lebt und arbeitet in Waiblingen bei Stuttgart. Wenn er keine Bücher schreibt, unterrichtet er Schüler und Erwachsene in Deutsch, Französisch, Englisch und Wirtschaftsenglisch. Eines seiner Gedichte, „Einsam“, wurde 2000 beim Baden-Württembergischen Landeslyrikwettbewerb mit dem Kreispreis Rems-Murr ausgezeichnet. 2013 gewann Egelhof bei der Verleihung des „Neuen Literaturpreises Remstal“ den Ehrenpreis für langes und produktives Schreiben, für sein literarisches Lebenswerk, das jedoch noch lange nicht am Ende seiner Fahnenstange angekommen ist.

Gerd Egelhof: „Erste Erfahrungen“
 Verlag make a book, 2014
 Taschenbuch, 97 Seiten, 9,80€
 ISBN 978-3-943054-52-1

Rezension „Rabenflüstern“ von Philipp Schmidt

Die Zivilisation ist in einem apokalyptischen Sturm, in Erdbeben und Überflutungen untergegangen, Elektrizität und Kunststoffe existieren nicht mal mehr in den Legenden. Barbarei und Magie sind auf die Erde zurückgekehrt und verwandeln sie in eine Art mittelalterliches Fantasy-Reich. Durch Mutationen sind Trolle, Elfen, Minotauren und Zwerge geboren worden. Dänische Piraten machen die norddeutschen Küsten unsicher, Orks lauern den Reisenden an den Nebenarmen des Rheins auf und „Druden“ genannte Amazonenkriegerinnen werden immer mächtiger. Die Barone und Fürsten sind v.a. damit beschäftigt, die Macht in Europa durch Kriege ständig neu zu verteilen. Dabei wird die Zivilbevölkerung nicht geschont, Magie eingesetzt und eiskalt berechnend taktiert. Der weißhaarige junge Krieger Kraeh und sein halbelbischer Freund Sedain dienen ihrem Herrn Bran, finden jedoch auf der Suche nach einem magischen Artefakt eigene Verbündete, Freunde und Ziele. Kraeh gilt als einer, der Schlachten gewinnen kann, und jeder möchte sich seiner bedienen. In Anbetracht seiner Macht und seiner Unsterblichkeit – er kann nur einen einzigen Tod sterben – gilt es für ihn, seinen eigenen Weg zu finden und Verantwortung zu übernehmen. Führt er den Befehl seines Kriegsherrn und Freundes aus, dann liefert er die Welt dem Untergang aus. Zwar wandeln Götter über die Erde, doch kümmern sie sich wenig um

die Sorgen der Menschen. Kraeh stattdessen wird zum Weltenlenker.

Die Hauptpersonen – Männer wie Frauen – sind stark und sympathisch. Man folgt ihnen gerne auf ihren Wegen. Doch irgendwann wurde ich beim Lesen kriegsmüde. Noch eine Schlacht, noch ein Hinterhalt, ein weiterer Zweikampf, neue Feinde, neue Sagengestalten (Harpyien, Mantikore, Vampire?), nirgends Sicherheit und Ruhe. Auch fehlte mir eine sichtbare Weiterentwicklung der Personen und eine stringente Handlungsführung zu einem Ziel hin. Die Botschaft lautet wohl, dass Krieg sinnlos ist und nirgends hinführt außer in die Barbarei.

Das Buch ist der erste Band einer Serie namens Gottesauge.

Zum Autor: Philipp Schmidt wurde 1982 geboren und wuchs in Breisach am Rhein und in Emmendingen auf. Er studierte in Tübingen Philosophie und Germanistik und hat nach seinem Abschluss zusätzlich die Heilerlaubnis für Psychotherapie erworben. Er schreibt Science-Fiction und Horror, vor allem aber Fantasy. Rabenflüstern ist sein erster großer Roman.

Philipp Schmidt: „Rabenflüstern“
Begeidia Verlag, 2. Auflage 2014
Taschenbuch, 461 Seiten, 14,50€
ISBN 978-3-943795-63-9

Wettbewerbe

Datum	31.01.2015	31.01.2015	28.02.2015
Name	Kunst der Einfachheit	20. MDR-Literaturpreis	Walter-Kempowski-Literaturpreis 2015
Genre	Geschichten, Essays und Gedichte (unveröff.)	Kurzgeschichte (unveröffentlicht)	Kurzgeschichte (unveröffentlicht)
Thema	Die Kunst der Einfachheit		Nur eine Minute
Umfang	Max. 20.000 Zeichen	Max. 15 Vorleseminuten (bis zu 6 Normseiten oder 11.000 Zeichen mit Leerzeichen)	Nur 1 Text à 5 Normseiten
Form	in einfacher Sprache, kurze Sätze, keine Fremdwörter, klare Aussage	Zwei gedruckte Exemplare ohne Autorennamen, mit Liste bisheriger Veröffentlichungen, Kurzvita bis 12 Zeilen, Telefonnummer, E-Mail	Gedruckt in Schriftart Courier New, ohne Bindung; Text anonym, auf Extraseite: Adresse, Telefonnummer, E-Mail, Kurzbiographie (max 12 Zeilen)
Preis	1.: 500€, 2.: 300€, 3.: 200€; Anthologieveröffentlichung	MDR-Literaturpreis: Geldpreise im Gesamtwert von 10.000€, Lesung der 7 Finalisten in der Großen Literaturnacht am 4. Mai 2015; Anthologieveröffentlichung	1.: 6.000€, 2.: 2.500€, 3.: 1.500€; Anthologieveröffentlichung
Teilnehmer		deutschsprachige Autor/innen, die bereits literarische Texte veröffentlicht haben	Autor/innen ab 1964 und jünger, die in deutscher Sprache schreiben
Veranstalter	Lebenshilfe Berlin	Mitteldeutscher Rundfunk	Hamburger Autorenvereinigung
einsenden an	leseklub@lebenshilfe-berlin.de	Kennwort: Literaturwettbewerb Mitteldeutscher Rundfunk Figaro, Postfach 100122, D-06140 Halle	Kennwort Literaturwettbewerb, Hamburger Autorenvereinigung, c/o Zeitform Kunst-Büro, Eulenstraße 51, D-22765 Hamburg
nähere Informationen	Doreen Hennig: doreen.hennig@lebenshilfe-berlin.de www.lebenshilfe-berlin.de	www.mdr-figaro.de	info@hh-av.de www.hh-av.de

Datum	30.04.2015	30.04.2015	30.04.2015
Name	AUTORiKA Schreibwettbewerb	DrachenStern Fantastik-Preis 2015	DrachenStern Fantastik-Preis 2015
Genre	Kurzgeschichten, Kurzprosa, Erzählungen, Satiren oder Gedichte (unveröffentlicht)	Fantasy-Kurzgeschichte (unveröffentlicht)	Science-Fiction- Kurzgeschichte (unveröffentlicht)
Thema	Fast wie im richtigen Leben	Schattenfeuer, Bedrohung	Sternenfeuer, Bedrohung
Umfang	Max. 4 Normseiten, max. 2 Texte oder 3 Gedichte		
Form	Word per E-Mail + 5 gedruckte Exemplare, anonym auf gelochtem DIN A4 Papier; in gesondertem Umschlag: Name, Postanschrift, E- Mail, Titel des Beitrags, Geburtsdatum, Kurzbiographie (ca. 3-5 Zeilen), siehe Ausschreibungs- bedingungen auf Webseite		
Preis	Preisgeld von 800€, das unter den Gewinner/ innen aufgeteilt wird (Geld- und Sachpreise)	1.: Buchvertrag mit Garantiehonorar von 1.000€ und Buchpaket für 150€, 2. und 3. Preis: Buchpaket für 100€ bzw. 50€; Anthologie- veröffentlichung	1.: Buchvertrag mit Garantiehonorar von 1.000€ und Buchpaket für 150€, 2. und 3. Preis: Buchpaket für 100€ bzw. 50€; Anthologie- veröffentlichung
Teilnehmer			
Veranstalter	AUTORiKA	DrachenStern Verlag	DrachenStern Verlag
einsenden an	autorika"at"yahoo.de	fantastikpreis"at"drachen stern-verlag.de	fantastikpreis"at"drachen stern-verlag.de
nähere Informationen	07249-3872566, autorika"at" yahoo.de www.autorika.de	Bookspot Verlag GmbH, DrachenStern Verlag, Paul-Gerhardt-Allee 46, D-81245 München <a href="http://drachenstern-
verlag.de/fantastik-preis/">http://drachenstern- verlag.de/fantastik-preis/	Bookspot Verlag GmbH, DrachenStern Verlag, Paul-Gerhardt-Allee 46, D-81245 München <a href="http://drachenstern-
verlag.de/fantastik-preis/">http://drachenstern- verlag.de/fantastik-preis/